Wachse

Autor(en): **Flückiger, W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 16

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637283

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

noch Judenpogrome hervorbrachten, ist ebenso schändlich, wie die Ketzerverbrennungen der Gegenreformationszeit.

Wie den Juden, ist auch den Zigeunern nie gelungen, sich mit dem anderen Volke zu vermischen. Auch wenn sie sich, wie die andalusischen Zigeuner, ansiedelten und Ackerbauer und Viehzüchter wurden. Es frommte ihnen auch wenig, den christlichen Glauben anzunehmen. Sie durften nur zu einer speziell für sie bestimmten Türe zur Kirche hinein, ein abgezirkelter und vielerorts mit Gittern abgeschlossener Platz in der Kirche war für sie bestimmt. Aehnlich durften die Colliberts in Poitou ihre Finger nicht in das gleiche Weihwasserbecken tauchen, wie die andern Mitchristen, auch ihre Berührung verunreinigte. Schritten sie über eine Brücke, so war es ihnen nicht gestattet sich an den Geländern zu halten, und damit der Boden nicht urein werde, hatten sie Sandalen zu tragen. Auf Brust und Rücken trugen sie je ein Stück rotes Tuch, woran sie jedes Kind erkennen konnte als Ausgestoßene. Die große Revolution gab ihnen dann die gleichen Rechte, wie den anderen Franzosen, sie sind aber noch heute verachtet und gemieden. Nur ihre Mädchen werden als Schönheiten geschätzt. Die Colliberts sollen daran erkennbar sein, daß ihnen die Ohrläppchen fehlen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß in einem Lande wie Indien, wo der Kastengeist in höchster Blüte steht, ein außer Gesetz und Moral gesetzter Volksstamm trotz der englischen Oberherrschaft nie aus seiner Niedrigkeit und Absonderung heraustreten kann. Ein solches Volk sind die Rodiyas auf Ceilon. Hans Heinz Ewers erzählt uns in seinen Indien-Berichten von ihrem Leben. Nach der Sage sollen sie in alten Zeiten Jäger des Königs von Kandy gewesen sein. Sie brachten ihm eines Tages einen besonders leckeren Braten, wie er ihn noch nimmer genossen hatte. Er verlangte noch mehr davon. Aber da brachte der Bartscherer des Königs heraus, daß der Braten aus Menschenfleisch bestand. Für einen Buddhisten ist der Genuß von Menschenfleisch das abscheulichste Verbrechen, denn ihnen ist schon die Tötung des kleinsten Tieres ein Greuel. Der König geriet in großen Zorn, er befahl, daß die Jäger samt ihren Verwandten allen für jedezeit ausgestoßen sein sollten aus der Gesellschaft der anderen Menschen. — Bis zur Besitznahme Ceilons durch die Engländer durften die Rodiyas keinen Landbesitz erwerben und auch nicht an der Straße liegen. Begegnete ihnen jemand auf der Straße, so mußten sie dreißig Schritte weit in die Dschungel hineinlaufen und durch lautes Schreien den Wanderer vor ihrer beschmutzenden Gegenwart warnen. Ihre Hütten durften nur eine einzige Schrägwand haben, auch war ihnen ein jedes Handwerk außer dem Riemenschneiden verboten. — Heute sind viele von ihnen Ackerbauer geworden. Ihr Land haben sie von den Engländern erhalten. Ihre Volksgenossen aber sondern sich wie ehedem mit Abscheu von ihnen ab. Merkwürdigerweise zeigen auch die Rodiyas, was den Körperbau anbelangt, die schönsten Typen. Ihre Hautfarbe ist heller, als die anderer nicht fürstlicher Kasten der ceylonischen Bevölkerung. Man erklärt sich das daraus, daß der vornehme Inder seine ehebrecherische Frau den Rodiyas zuweist, oft tut er es sogar für weit geringere Vergehen in seinem grausamen, orientalischen Rachedurst. — Eines der ältesten indischen Bücher, die „Mahawansa", berichtet, daß die Rodiyas früher den Henkerdienst verrichteten. So ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß aus den Kindern von Henkern und ausgestoßenen Adeligen schlechte Ackerbauer, Gaukler, Schlangenbeschwörer und Tänzerinnen geworden sind. Nur die hellere Hautfarbe und der edle Bau der Glieder verraten die aristokratische Abstammung.

Die Tendenz im Menschen, gewisse Mitmenschen herabzuschätzen, um sich selber damit zu erhöhen, scheint ebenso uralt als unausrottbar zu sein. Er erscheint in den verschiedensten Formen auch bei uns, sei es als religiöses (sektiererisches), als politisch-wirtschaftliches oder gar als wissenschaftliches Glaubensbekenntnis, das neben sich nichts gelten läßt und als „Verlorene" oder „Unehrliche" alle die betrachtet, die ihm nicht bedingungslos huldigen wollen. Und doch wird im Mitmenschen in der Regel nichts anderes bekämpft, als das, was man selber ist, oder woran man selber zweifelt und leidet.

Wachse.

Es großes herrligs Wunder zieht
Dür d'Wält; mi seit ihm „Wachse".
Mi g'seht, wie jedes Hälmli drüeit,
Mi g'seht wie jedes Estli blüeit,
Wie jedi Volle s'Chöpfli streckt
Und s'Blüestli oder s'Blettli weckt
Und rüeft: „i bi, i wachse".

Es unergründligs Gheimnis zieht
Dür d'Wält; mi seit ihm „Wachse".
Mi g'seht wie s'Beeri wachst am Saum,
Wie us em Chärne schlüft e Baum,
Wie us em Chymli d'Pflanze chunnt
Und us de Chlüse Blueme bunt,
Dostöh, usgöh und wachse.

Es lit e ganzi Säligkeit
Im Ufgo und im Wachse.
Mängs Sömeli het g'schlunet no,
Het g'wartet bis sy Stund wot schlo,
De wacht es uf und sprängt sys Hus,
Vertuet si und wachst druber us
Und freut si obem Wachse.

D'ruf seit's zum Möntsch: „Das ist my Art
So bi-n-i jetze g'wachse".
Du chast mi b'schnyde, zweje, zieh,
Doch ganz ergründe wirst mi nie.
Du chast studiere wie de wit,
Du lösist s'letzte Rätsel nid
Vom große Wunder „Wachse".

W. Flückiger.

Masken.

Kaum saßen die europäischen Staatsmänner in Genua beisammen, so zeigte es sich, daß die erhoffte Einigkeit der Entente im Innersten brüchig und gefährdet sei. Zum andern entdeckte man, daß die Stellung der Russen bei aller Aehnlichkeit der Konferenz mit dem berühmten grünen Tisch von Brest-Litowsk doch ungleich stärker sein werde. Beide Erscheinungen stehen in ursächlichem Zusammenhang. Denn stünde die Entente in festerm Zusammenhang, so könnten die Russen nicht mit der Bestimmtheit auftreten, wie sie dies bisher taten. Die beiden Kaisermächte waren vor Jahren ebenso uneinig über die Behandlung des Patienten, welcher Friede heischend sich ihnen anvertraut hatte, und die deutsche Auffassung, wonach keine Zugeständnisse zu machen seien, drang durch. Die Franzosen, welche diesmal die Rolle der unbesiegten Diktatoren spielen wollen, werden gegenüber den Engländern nicht so leichtes Spiel haben; denn England ist kein Reich in den letzten Zügen. Eine Parallele freilich wird man ziehen können: England bedarf des normalen Lebens der Staaten, wie es Oesterreich vor Zeiten zu seiner Rettung bedurfte. Nur ist es nicht auf Gnade und Ungnade dem mächtigen Alliierten ausgeliefert.

Als der Franzose Barrère verlangte, die Republik Georgien solle auf der Konferenz außer durch die bolschewi-